

# Franckesche Stiftungen zu Halle

## Das einzige wahre System der christlichen Religion

Mauvillon, Jakob

Berlin, 1787

VD18 1141958X-002

Ein und zwanzigstes Kapitel.

---

### Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

### Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

urn:nbn:de:oby:ha33-1-222706

sen Vortheil der dadurch klüger und zeitlich glücklich gewordenen Menschheit, eingeführt worden seyn, wenn es nicht wäre von jenem verdrängt und verschlungen worden. Die Erziehung war ein zu sichres Mittel die Menschen ganz in die Gewalt zu bekommen, als daß die Geistlichkeit es versäumt hätte; und es war ihr zu wichtig die Menschen ganz in ihrer Gewalt zu erhalten, um nicht den erst empfangenen Unterricht so viel möglich fortzusetzen. Es hat auch diese Einrichtung moralischer Lehren fürs Volk in den Ländern statt gefunden, und findet noch statt; wo die Religion, die Moral nicht so wie bey uns, gänzlich an sich gerissen hat. Wie veränderlich das aber für letztern gewesen ist, sieht man unter andern daraus, daß man immer mehr d. s. Erziehungsgeschäft den Händen der Geistlichkeit hat entziehen, und die Grundsätze, die diese dazu angenommen hatten, aufgeben müssen.

### Ein und zwanzigstes Kapitel.

Vierter Vortheil, den die christliche Religion in der Welt geschäft hat. Das Almosenwesen.

Drey Vortheile, die das Christenthum in die Welt gebracht haben soll, haben wir untersucht. In Ansehung des ersten, dessen Kenntniß der göttlichen Natur, haben wir gezeigt, daß die Dunkelheit der Bibel, welche nicht gestattete, daß man durch die Vernunft die göttliche Natur erkennen lernte, indem die christlichen Partheyen selbst im Streit über die wichtigsten Bestimmungen in derselben wären, diesen Vortheil vernichtigte. Vom zweyten, der Vertreibung der Furcht vor Gespenstern u. haben wir gezeigt, das Christenthum habe vielmehr das Gegentheil gewürkt, und müsse es wirken. Vom dritten, der Einsetzung der Lehrer, ist endlich bewiesen worden, daß er zufällig und mangelhaft sey. Wir kommen auf einen vierten, der ihr  
mit

mit weit mehrerm Rechte zugeschrieben werden kann, nämlich die Mildthätigkeit gegen Arme, die eine reichlichere Verpflegung derselben nach sich gezogen hat.

Wenn man dies einen Vorzug nennt, so muß man deshalb doch nicht glauben, daß andre Völker, die das Christenthum nicht gekannt haben, oder jetzt nicht kennen, besonders die Griechen und Römer, die Armen hatten verhungern lassen. Bey vielen Völkern ist Verpflegung der Armen Religionspflicht. Das war nun nicht so bey jenen, wo die Religion wenig Einfluß auf die Moral hatte. Aber eines Theils thäte man ihnen doch zu viel Ehre an, wenn man glaubte, sie hätten, vermöge ihrer guten Staatsverfassung und Einrichtungen keine Bettler unter sich gehabt. Allerdings hatten sie vielweniger, wie wir, aus mehr als einer nicht hier, sondern in einer Politik, anzugebenden Ursache. Aber ganz frey waren sie nicht davon. Andernthails wäre es eine häßliche Unbilligkeit, wenn man sie beschuldigte, sie wären beym Anblick des Dürftigen, ganz ungerührt geblieben, und hätten diesem nichts gegeben. Hier leitete sie das natürliche Mitgefühl des Menschen beym Elende anderer. In der That ist die menschliche Natur so beschaffen, daß sie den Rückschlag des Elendes, welches sie andre erdulden sieht, empfindet; und daher helfen bey weitem die mehrsten Menschen, der Noth anderer ab, so bald es ohne gar zu viel Mühe und Uebervindung anderer Wünsche geschehen kann. Also wird man auch nirgends sehen, daß ein Mensch, der es entbehren kann, demjenigen, der in der größten Noth steckt, eine Kleinigkeit versagen sollte; wenigstens wird das immer eine Seltenheit seyn. Und die Griechen und Römer blieben einer vernünftigen Natur viel zu getreu, um unbarmherzig gegen Elende zu seyn, und sie hilflos zu lassen.

Wer hierüber Beweise verlangt, kann sie in Herberts Werke *de Religione Gentilium* finden. Indeß sind einige derselben schwach, und er hätte bessere anführen können. Z. B. wenn er einen daher leitet, daß vom Haupt  
 man

mann Cornelius, Apost. Ges. R. 10, gesagt wird, er habe viel Almosen gegeben. Da dieser Kriegsmann, ein Profelot der Pforte war, so liesse sich sagen, seine Barmherzigkeit wäre aus seiner Kenntniß des Judenthums gekommen, welche das Almosengeben auch sehr anempfiehlt, und es, wenigstens gegen die Glaubensgenossen zur vollkommenen Pflicht macht. Er sagt auch noch; Homerus alibi ait a Deo puniri homines, qui mendicantibus ad fores domus eorum stipem negaverint. Ich vermuthete, daß er hier die Verse im Sinne hat. Odyss. P. v. 474. seq.

Αλλ' εἶπον πτοχῶν γε θεοὶ καὶ ἐρινυὲς εἰσιν

Ἀντινοὶ προγαμοῖο τέλος θανάτοιο κίχνη.

Oder diese Odyss. I. v. 269. seqq.

Αλλ' αἰδοιο φερίτε θεοῦς; ἰκταὶ δὲ τοὶ ἔμμεν

Ζεὺς δ' ἐπιτιμητορ ἰκταῶν τε ζῆνων τε

Ξεινός, ὃς ζεινοῖσιν ἀμ' αἰδοῖοισιν ὄπηδει.

Es ist zu verwundern, daß dieser gelehrte Engländer die Beweise für diesen Satz so weit hergeholt, und so schwache angeführt hat. Erstlich zeigt das ganze 17te und 18te Buch der Odyssee deutlich, daß es schon zu den Zeiten Homers Bettler gab, die in den Städten herumgingen und um etwas zu essen baten, und das ist der beste Beweis, daß man Almosen ausschielte. Denn da wo man keine Almosen giebt, kann gewiß kein Mensch zu finden seyn, der davon lebe. Nun aber lebte Irus zu Ithaka davon. Eurymachus trägt dem Ulysses an, ihn in seine Dienste zu nehmen, und seinen Unterhalt zu geben, wenn er arbeiten wolle: aber setzte er hinzu:

πτοσσειν κατα δῆμον

Βουλῆσι, ὄφρ' ἂν ἐχῆς βοσκειν σὴν γαστὴρ' ἀνάκτορον.

Wie hätte nun Eurymachus denken können; Ulysses möge lieber herum betteln gehen, um seinen Bauch zu füllen, als zu arbeiten; wenn damals ein Bettler keinen Menschen gefunden, der ihm etwas gegeben hätte, um seinen Bauch zu füllen? Oder um richtiger zu reden; wie hätte

hätte Homer solche Dinge dichten können, wenn sie damals nicht Sitte gewesen wären? Ist denn aber die Gassfreyheit der Alten nicht berühmt genug? Und war die nicht ein wahres Almosengeben? Wenn ist im Christenthum diese Tugend so weit getrieben worden als in den ersten Zeiten der Welt, und bey den ungebildetsen Völkern? Sie gründete sich überhaupt zwar auf wechselseitige Bedürfnisse, so wie jede Tugend: allein in den einzelnen Fällen wurde sie immer uneigennützig ausgeübt, denn man übte sie gegen den ersten den besten aus, von dem man nicht erwarten konnte, daß er einem jemals ein gleiches erwidern würde.

Freylich litt diese Tugend bey herannahender Kultur, bey Vermehrung der Menschen, bey häufiger werdenden Reisen, beträchtliche Einschränkungen; wie das nicht anders seyn konnte. Denn sie wäre hernach fast ganz unmöglich auszuüben geworden; da der Mensch hingegen, zu den Zeiten wo der Ueberfluß an Lebensmitteln, das Ungünstelste in den Bedürfnissen, das aus der Unwissenheit in den Künsten entstand; die Seltenheit der Menschen, und der wenige Verkehr unter ihnen, der Neigung, die er von Natur zu dieser Tugend hat, noch keine Schranken setzten. Also war sie zu Cicero's Zeiten schon das nicht mehr, was sie zu Homer's Zeiten gewesen war. Indes konnten doch damals noch die Menschen immer auf das Mitleid anderer so viel rechnen, um daher ihren Lebensunterhalt zu finden. Denn Cicero führt de Fin. Lib. 5. C. II. um zu beweisen, wie sehr der Mensch das Leben liebe, das Beyspiel der Bettler an. *Cum & mendicitatem multi perpetiantur ut vivant*: da er nun sagt, es gebe viele Bettler, *multi*, so beweiset das, daß es gewiß sehr viele Almosengeber gegeben haben muß. Denn eins läßt sich ohne das andere nicht denken. Es zeigt zwar auch, daß man damals das Betteln für etwas unerträglich schmähliges ansehen haben muß; aber diese Denkungsart verdient gewiß keinen Tadel. Ich kann nicht umhin, hier noch eine Stelle

Je aus dem Aulus Gellius herzusetzen, die zur Erläuterung  
 des Bettels und Almosenwesens bey den Alten vieles beys  
 tragen kann. V. Noct. Att. L. 9. Cap. 2. Ad Herodem  
 Atticum, consularem virum, ingenioque amoeno, & graeca  
 facundia celebrem, adiit, nobis praesentibus, palliatus quis-  
 piam & crinitus, barbaque prope ad pubem usque porrecta;  
 ac petiit, aes sibi dari *his aegros*. Tum Herodes interrogat  
 quis homo esset: atque ille vultu, sonituque vocis objurga-  
 torio, philosophum sese esse dicit; & mirari quoque addit cur  
 quaerendum putasset quod videret. Video, inquit Herodes,  
 barbam & pallium, philosophum nondum video. Quaero  
 autem te, cum bona venia dicas mihi, quibus nos uti posse  
 argumentis existimas, ut esse te philosophum noscitemus?  
 Interibi quum aliquot ex his, qui cum Herode erant, errati-  
 cum hominem esse dicerent & nulli rei, incolamque esse for-  
 dentium ganearum; ac nisi accipiat quod petit, convicio  
 turpi solitum incescere: ibi Herodes, *Demus*, inquit, *huicaliquid*  
*aeris, cui cui modi est; tanquam homines non tanquam homini;*  
 & iussit dari pretium panis triginta dierum. Gewiß ein an-  
 sehnliches Almosen, dergleichen unsre vornehmen selbst from-  
 me und gottesfürchtige Herren, so wie man sie etwa mit  
 einem viro consulari zu den Zeiten des Aulus Gellius  
 in Vergleich setzen könnte, schwerlich dem ersten besten  
 Strassenbettler, der sie noch dazu grob anredete, geben  
 würden. Auch zeigt noch diese Stelle, daß die Alten es  
 lebhaft erkannten, es sey der Menschheit Pflicht, Dürst-  
 igen ihren Beystand nicht zu versagen; des Herodes Rede ist  
 der deutlichste Ausspruch hierüber. Ein andrer ähnlicher  
 Zug, zur Kenntniß der Denkungsart damaliger Zeit über-  
 haupt, befindet sich auch noch in demselbigen Kap. Aulus  
 Gellius führt ihn aus dem Munde eben dieses Herodes von  
 einem Musonius an. Musonius, inquit, *aeruscanti cui-*  
*piam id genus, & philosophum sese ostentanti dari iussit mille*  
*nummum; & quum plerique dicerent nebulonem esse homi-*  
*nem, malum & malitiosum, & nulla bona re dignum, tam*  
*Musonium subridentem dixisse ajunt; αἰτίον οὖν ἐστὶν ἀεργουίου.*  
 Diese

Diese und mehrere Stellen aus den Alten beweisen, daß die Betteley nichts Unbekanntes bey ihnen, und daß also auch die Tugend des Almosengebens ihnen nicht fremd war. Freylich Hospitäler, und noch viel weniger Klöster von Bettelmönchen, und dergleichen Institute, wie nach der Zeit in der Christenheit entstanden sind, kannten sie nicht. Diese sind in vielen Punkten ein trauriger Vorzug; allein als wenn auch diesen das Christenthum nicht ausschliessend haben sollte, so findet man in dem heidnischen Ostindien eben dieselben Anstalten, in einem noch höhern Grade; ja sogar für die Thiere, bis auf welche nur der bis zur Schwachheit reichbare Süd-Asiate, sein Mitleiden, seine Sympathie erstreckt.

Also lehrte das Christenthum keine neue Tugend hierinn, gab keiner einzigen Sache, die vorher nicht da gewesen wäre, das Daseyn. Aus dem Judenthum geboren, daß die Vertheilung eines gewissen Theils seines Eigenthums zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen an die Dürftigen zur Schuldigkeit machte, wie alle Asiatischen Religionen gethan haben; ist es kein Wunder, daß es diese Pflicht auch eingeschärft hat. Ja es hat sie erweitert, und bis zum Uebermaass erhoben, und daß wieder aus einer ganz natürlichen Ursache. Armen, dürftigen Menschen ward es zuerst gepredigt. Um die in seine Parthey zu locken, war kein sicherers Mittel als erstlich den Stand der Armuth zu preisen, als einen Gott gefälligen Stand, der die Belohnungen jenes Lebens viel leichter und viel gewisser erhalten würde, als die Wohlhabenden; und zweytens zu lehren, daß das einzige wahre Mittel Gottes Belohnungen an sich zu ziehen, sey, nicht bloß den Armen mit seinem Ueberflusse beyzustehn, sondern ihnen alles zu geben.

So weit kannten die Alten freylich diese Tugend nicht. Sie folgten darinn dem natürlichen sympathetischen Gefühle des Menschen, und hielten sich in den Schranken worinn dieses bleibt, nämlich Dürftigen von seinem Ueberflusse mitzutheilen. Aber sie thaten es ganz uneigennützig, da  
hin-

hingegen heut zu Tage die meisten frommen Seelen, Gott meynen, damit zu bestechen, entweder daß er ihnen ihre übrigen Missethaten verzeihe und nicht zurechne, oder vielmehr dagegen abrechne; oder auch gemeinlich um ihm irdische Güter abzulocken. Daß das im Katholischen eine gemeine Lehre sey, kann ich hier als allgemein bekannt voraussetzen. Aber auch unter den Protestanten herrscht im Grunde eben diese Meynung; die Theologen predigen sie zwar nicht laut, allein sie bestätigen sie unter der Hand und was sie vom göttlichen Segen sagen, läuft darauf hinaus. Man kann auch sicher glauben, daß wenn sie verstigt würde, wenn man nicht glaubte, daß einem Gott die Almosen wieder bezahlte, und daß man dadurch, wie durch die Opfer bey den Alten, sich seinen Beystand zu seinen Unternehmungen in dieser Welt erwerben könne; so würde der so gerühmte Geist der christlichen Liebe und des daraus fließenden Almosengebens einen grossen Stoß leiden.

Ein einziges Faktum, dergleichen ich weit mehrere anführen könnte, soll den Beweis meiner Aussage abgeben. Zu Nordhausen, einer freyen Reichsstadt in Thüringen, ist ein Waisenhaus, das ganz oder größtentheils von den Beyträgen des Publikums unterhalten wird. Alle Jahre wird eine specificirte Nachricht von der Einnahme und Ausgabe dieses Instituts, bekannt gemacht, und zwar mit Gutheissen der theologischen Waisenhausdirektion, die wenn die geäußerten Grundsätze unchristlich wären; sie gewis nicht würden drucken lassen. In dieser Nachricht steht alles, was überschickt worden ist, mit dem dabey einkommnen Zettel, ohnstreitig damit jeder seine Gabe darin angezeigt finden könne. Hier ist ein kleiner Auszug aus einem solchen Büchelgen, von den beiden ersten Monaten des Jahrs 1769; der unsern Satz gewis völlig bestätigen wird.

Januar.

Den 8ten Acht gr. mit dem Ersuch die Waisenknaben möchten für ein Kind beten, daß mit dem bösen Wesen besfallen und dem Tode nahe sey.

Den

Den 7ten, 4 gr. von einer Wöchnerinn, als eine Dankgabe, für die Hülfe, die ihr Gott in ihrem schweren Stande geleistet habe: und 10 gr. anders woher, das mit Gott den Wirkungen böser Zungen Einhalt thun möge.

Den 10ten 1 Scheffel Korn um sich und die Seinigen in das Gebet der Waisenknaben zu befehlen.

Den 12ten, 1 Meße Erbsen von einer Person, dafür daß ihr Sohn von seiner Taubheit geheilt worden ist, und 2 gr. um Gott zu bitten einer Frauen gute Gedanken einzugeben.

Den 14ten, 3 Stück Butter von einer Frauen, um Gott zu bitten, daß er ihr ihr Hornvieh erhalten möge.

Den 18ten, 12 gr. von betrübten Eltern um für ihr krankes Kind beten zu lassen.

Den 19ten, 4 gr. von einer Frau für ihrem kranken Mann. Ein Viertel Scheffel Erbsen von einem Vater für sein krankes Kind.

Den 20sten gab eine Jungfer 8 gr. nach einem jährlichen Gelübde, um Gott um Gesundheit zu bitten.

Den 21sten eine Jungfer 2 gr. um die Heilung eines bösen Fußes zu erlangen.

Den 25sten, einen halben Scheffel Korn, um sich überhaupt in das Gebet der Waisenkinder zu befehlen.

Den 27sten 12 gr. um von Gott einen glücklichen Ausgang aus einem verdrüßlichen Handel zu erlangen.

Den 28sten, eine Menge Flachß für ein krankes Kind.

Den 30sten, 2 Louis d'Or zum Dank für den im vergangenen Jahre empfundenen göttlichen Schutz.

Februar.

Den 1sten, eine Frau 4 gr., daß Gott ihren Mann glücklich von einer beschwerlichen Reise zurückbringen möge.

Den 2ten, eine Jungfer 1 fl. wegen eines erhörten Gebets.

Den 4ten, ein Vater, 1 fl. für seine kranke und im Kinderbette liegende Tochter.

U a

Den

Den 5ten, 12 gr. um nicht mit den Seinigen, in die Hände seiner Feinde gegeben zu werden. 6 gr. für eine kranke Wittwe, daß ihr Gott einen sanften Tod schenke. 6 gr. für die glückliche Entbindung einer Schwängern.

Den 6ten, ein Paar neue Schuhe, um den göttlichen Segen, Gesundheit und gute Rundschaft zu erhalten.

Den 8ten, 4 gr. für das Ende eines Mannes, den der Schlag gerührt hat. Ferner 6 gr. von einem Manne, damit man für seine Frau bete.

Den 11ten, 1 Ehlr. von einer Frau, damit man für sie und für ihre Kinder bete.

Den 14ten, 1 fl. für eine sehr kranke Frau. 4 gr. aus gleichem Grunde, und für eine kranke Wittwe ein fettes Schwein.

Den 15ten, 4 gr. als ein Gelübde für die Wiederherstellung der Gesundheit. 4 gr. von einer Frau, um Antheil an das Gebet der Waisenkinder zu haben.

In der an dem Tage gesammelten Kollekte fand man folgende Zettel. 4 gr. um von einem Schaden am Betne geheilt zu werden. 1 Louis'd'Or mit den Worten date & dabitur. 6 gr. für die glückliche Rückkehr von einer Reise. 6 gr. damit Gott fortfahre für eine Person nebst den Ihrigen zu sorgen.

Den 18ten, ein kranker Fremder, dessen Geschäfte ihn nöthigen, immer auf der Reise zu seyn, 1 fl. Neue Eheleute ein Paar Schuhe, damit Gott ihnen die Gesundheit erhalte.

Den 21ten, 2 Meßen Erbsen, um den göttlichen Segen, Gesundheit und Rundschaft zu erlangen. 2 gr. für ein krankes Kind.

Den 24sten, 2 Meßen Erbsen, von einem Mann für das kranke Bein seiner Frau.

Den 25sten, 2 Brodte und  $\frac{1}{4}$  Scheffel Erbsen für ein krankes Kind. 2 gr. für ein kleines Kind. 2 gr. zum Dank für das erhaltene Vieh.

Den

Den 26sten, 4 gr. von einem Pferdeknechte, damit ihn Gott für allem Unglück mit seinen Pferden bewahre.

Den 28sten, 1 Thlr. um die Gesundheit von vier kranken Kindern zu erlangen \*).

Dies wird hoffentlich genug seyn, um unsre Ausfasse zu erhärten. Es sind die zwey ersten Monate aus einem Jahrgange genommen, und also aufs gerathewohl, und gar nicht absichtlich. Man wird auch finden, daß die andern Monate und die übrigen Jahrgänge, diesem in der Absicht, worinn es hier angeführt wird, vollkommen ähnlich sind. Auch wird man das in den jährlichen Büchern von vielen andern Waisenhäusern im protestantischen Deutschland finden. Wenn man also bedenkt, wie zahlreich die eigennütigen Gaben, gegen die andern ohne bestimmten absichtlichen Eigennuß gegebenen sind, wobey man noch mit vielem Grunde annehmen kann, daß die andern größtentheils auch dergleichen zur Absicht haben, wie wohl sie nicht ausgedrückt worden ist, so kann man leicht erachten, aus welcher Quelle das so gerühmte Almosengeben im Christenthume entspringe.

Man wird einwenden, daß wenn auch die Quelle fast immer unlauter wäre, so sey doch die dadurch erreichte Absicht herrlich und schön. Es sey am Christenthum immer lobenswürdig, die Bestechungen, die die Menschen immer so geneigt sind, auf die unbekante Triebfeder so vieler Dinge, die auf ihr Wohl einen Einfluß haben, zu verwenden, nach so einer herrlichen Sache als der Beystand der Nothleidenden ist hin zu lenken. Das will ich zugeben. Aber folgernde Betrachtungen werden das vermeinte herrliche hievon sehr einschränken.

A a 2

Wie

\*) Wir bieten jeden auf, der dies Büchelchen hat, uns zu widersprechen, wenn wir das geringste falsch vorgebracht haben. Die Wörter werden aber nicht ganz übereinkommen, weil wir es aus einer damals gemachten französischen Uebersetzung zurück übersetzen, wie wir mit mehreren deutschen Stellen in diesem Werke thun müssen, welches wir hier einmal für alle sagen.

Wir haben schon oben bemerkt, daß das Christenthum die Begriffe in Ansehung Reichthum und Armuth, ganz verkehrt hat: dies hat es besonders auch in Ansehung der Bettelley gethan. Cicero sieht die Bettelley für etwas so abscheuliches, so verächtliches an; daß er es als das höchste Zeichen der Liebe des Menschen zum Leben anführt, daß er lieber betteln mag als sterben. Aber das Christenthum hatte dies so wenig als ein Elend, als ein verächtliches Elend geschildert, daß eine Menge Menschen diesen Stand aus Wahl ergriffen, und eine Ehre darinn setzten, wie man allezeit in jeder Handlung setzt, die man der Gottheit wegen thut. Die frühen Einsiedler, die von nichts als milden Gaben lebten, die nachmaligen Bettlerorden sind redende Beweise davon. Man wird zwar sagen, die Bibel lehre das nicht; das sey die Folge des Mißverständes ihres Inhalts. Schlimm genug, daß sie so dunkel, so zweydeutig redet, daß man funfzehnhundert Jahre lang ihren Sinn hat verfehlet, und so sehr verfehlen können; daß man ein lasterhaftes, strafbares, verbrechenvolles Leben hat führen können; in der Meynung, es sey ein höchst tugendhaftes, löbliches, Gott gefälliges Leben. Aber nein! Ohne Grund haben diese Irrthümer nicht anderthalb Jahrtausend geherrscht, und herrschen noch in den bey weitem größern Theil der Christenheit. Der Text des Neuen Testaments, von der ununterbrochnen Tradition über dessen Erklärung unterstützt, sind hinlängliche Gründe für dieselben und beweisen, daß man das Betteln für gar nichts schimpfliches, nichts strafbares in der Christenheit gehalten hat. Ein Bettler, da er einem Gelegenheit giebt, die herrlichste Tugend des Christenthums auszuüben, wird geachtet; und ist sein Bettelstand eigne Wahl, eine um Gotteswillen unternommene Armuth, so ist sie verdienstlich. Dies ist die Lehre, die der natürliche Sinn des N. T. hierüber, dem Unbefangenen, der nicht gewisse Meynungen hineintragen will, darstellt. Der Stolz, der uns das Betteln schimpflicher vorstellt als den Tod, und welcher natürlich Verachtung

tung auf den Bettelnden herablocken muß, ist der Christlichen Demuth gewiß entgegen; und ein neuer Grund die Begriffe über Betteley zu verrücken. Man macht sich ein Gewissen daraus, dem Bettler seine Verächtlichkeit zu zeigen, und empfinden zu lassen, und auf die Art mehrere von diesem Stande abzuhalten, und sie zu zwingen, sich durch alle mögliche Mittel heraus zu helfen, wenn sie unglücklich oder Weise hineingestürzt sind.

Den Erfolg dieser Umkehrung der Begriffe sieht man gar deutlich. Die Länder, wo die christliche Tugend der Barmherzigkeit am meisten ausgeübt wird, sind die elendesten, die bittervollsten. Denn man kann nicht läugnen, daß wir Protestanten karge Silze, eisenharte Herzen sind, gegen die Katholiken, im Almosengeben. Allein wie gehts auch in jenen Ländern. Hr. von P a u v schildert es uns; in der Vertheidigung seiner philosophischen Untersuchungen über die Amerikaner, gegen die Angriffe des Benediktiners Don P e r n e t t y, bey Gelegenheit der Gastfreyheit der Wilden. S. 137. R. 26. der franz. Ausgabe v. J. 1770.

„Eben so üben die Bettelmönche, die angesehen werden wollen, als hätten sie nichts, die Gastfreyheit, in allen katholischen Ländern Europa's aus. Ihr Eifer zu sammeln ist so groß, oder die christliche Liebe ist so unmaßig im Geben, daß man ihnen immer unendlich viel mehr giebt, als sie verzehren können: dergestalt, daß ihr ganzer Ueberfluß, der in esbaren Dingen besteht, die sich nicht aufbewahren lassen, an die Armen aus dem Ort, oder an fremde Bettler, die in die Klöster eintreten, gegeben wird. Die Faulheit dieser Mönche unterhält die Faulheit der Armen, die keine Mönche sind. Jene arbeiten nicht, weil sie betteln; diese arbeiten nicht, weil sie von den Ueberbleibseln der Bettler leben. Das ist denn das Uebel des Uebels. Das heißt bey gesitteten Nationen, die Bedürfnisse und die Hülfsmittel dagegen, unter den wilden Völkern, zugleich mit denen unter rauhen Völkern, einführen.“

So sind die Folgen beschaffen, die aus dem Geist des Almosengebens in katholischen Ländern entspringen. Wenigem Guten, das dann und wann ihre Hospitäler, ihre andern Armenanstalten bewirken, sind sie die Quelle zu tausend Uebeln, vermehren die Faulheit und die Bettelley bis zum höchsten Grade.

Allerdings muß die Gesellschaft gebrechliche Menschen, Leute die krank werden, und nichts haben, wovon sie leben können, als ihrer Händearbeit; deren Lohn die Menge der Menschen, und die daraus entstehende Konkurrenz aufs niedrigste herabgesetzt haben, so daß sie auf den Fall des Krankwerdens schwerlich etwas ersparen können; abgelebte Menschen; Mütter mit Kindern, die sie ernähren müssen und die nichts arbeiten können; kurz Wittwen, Waisen, Alte, Krüppel, Kranke, worunter auch arme Kindbetterinnen zu rechnen sind: Alle diese, sage ich, muß die Gesellschaft erhalten. Das erfordert Menschlichkeit, und Billigkeit. Aber man hat endlich angefangen, einzusehen, daß der Staat dafür sorgen muß. Der muß die Beiträge dazu von seinen Bürgern einsammeln, und sie denn vertheilen. Denn er, oder die Leute, die er dazu bestellt, können allein wissen, wer und wieviel jeder braucht. Ueberläßt man die Versorgung der Armen der eigenen Menschenliebe eines jeden Gebenden, so bekommen listige Armen, oder solche, die frappante Gebrechen haben alles; und andre die etwa nicht herumgehen können, oder es nicht recht anzufangen wissen, nichts. Man hat in vielen Ländern dazu kommen müssen, diese Anstalten zu treffen, und auf die Ausübung der Privatmildthätigkeit, allerdings Strafen zu setzen. Will der Staat sich die Mühe geben, dies System genau zu befolgen, und auf dessen Ausführung ein wachsameres Auge zu haben, so wie etwa auf das Pupillenwesen, so wird die Bettelley ganz verhütet, und alle Menschen werden, wie sich gehört, erstlich durch Emsigkeit, ihren Verdiensten um die Gesellschaft gemäß, hervornach

nach, durch Gaben, und zwar wie natürlich und billig, alsdenn nur nothdürftig, ihren Unterhalt finden.

Das Wohl des Staats erfordert also, daß man dieser hochgepriesnen Tugend, Schranken setze. Hier hat wieder Erleuchtung neuerer Zeiten, geläuterte Vernunft, das bessern und rektifiziren müssen, was das Christenthum erzeugt hat. Und wenn man bedenkt, daß die Natur diese Tugend dem menschlichen Herzen und zwar in einigen Himmelsgegenden bis zum Uebermaasse eingestößt hat, so daß sie in vielen Ländern noch in einem höhern Grade ausgeübt wird als unter den Christen; so wird man ja wohl nicht glauben, daß das Christenthum nöthig gewesen sey, um sie den Menschen zu offenbaren. Wenn das Christenthum der Erleuchtung unter den Menschen nicht Einhalt gethan hätte, so würden sie viel eher auf die wahren Mittel gekommen seyn, diejenigen zu versorgen, die die Gesellschaft zu versorgen wirklich verbunden ist. Hätten die Alten keine Armenhäuser, keine Hospitäler, keine Waisenhäuser, so kam es vermuthlich daher, weil sie sie nicht brauchten. Staatsverfassung, Denkungsart, Sitten machten ihnen das nicht nothwendig. Die Wittwen, die Waisen, die Kranken wurden von ihren Befreundeten versorgt. Der Verkehr zwischen den Völkern war nicht groß, das Wandern war selten; nicht wie anjezt, wo närrische Gesetze jeden Handwerksburschen zu wandern und in der Welt herumzuziehen, zwingen; folglich eine grosse Quelle der Betteley abgeschnitten. Andre Menschen, die bey uns solche Anstalten nutzen würden, waren aus Mangel derselben genöthigt, ihre Kräfte anzustrengen, um sich herauszuhelfen. Vielleicht gab es noch unter zehntausend Fällen, wo man sich bey den Alten helfen konnte und auch half, und wo man bey uns zu solchen Anstalten seine Zuflucht nehmen würde, zwey oder drey, wo die Gegenstände wirklich unglücklich blieben, und wo solche Anstalten eine wahre nöthige Hülfe hätten leisten können. Aber dieser zwey, drey Fälle wegen, sie anzulegen, und dadurch

die Emsigkeit, die Betriebsamkeit bey tausenden zu ersticken, das hieß ein kleines Gut mit einem grossen Uebel erkaufen. Und so scheint es nach der Stiftung des Christenthums ergangen zu seyn. Um einer geringen Anzahl bedürftiger Gegenstände willen stiftete der Eifer Anstalten, und diese Anstalten vermehrten hernach die Gegenstände immer mehr und mehr; so daß auch sie vermehrt werden mußten, und trotz der ungeheuren Anzahl wozu sie nach und nach stiegen, doch nicht hinreichten; sondern mit jeder neuen Anstalt, der Mangel an denselben grösser und fühlbarer ward.

Wollte jemand bezweifeln, daß der Schöpfer der Natur das menschliche Herz mitleidsvoll genug geschaffen hätte, daß die wirklich Bestands bedürftigen Menschen, denselben ohne das Christenthum nicht hinlänglich finden würden; dem wollen wir nur die gegenwärtigen Zeiten vor Augen stellen. Es sind diejenigen, wo die christliche Religion, unter allen, seitdem sie sich allgemein verbreitet hat, die meisten Widersacher gefunden, und die meisten Anhänger verloren hat. Man nennt ja allgemein, und die Herren Theologen mehr als andere, dies Jahrhundert das Jahrhundert der Irreligion. Und doch in welcher Zeit hat jede wirklich aufs Wohl der Menschheit abzielende und Kosten erfordernde Veranstaltung mehr Unterstützung gefunden, als eben anjetzt? Wann hat man sich bemühet mehr mit Klugheit wohlthätig zu seyn als anjetzt. Accouchirhäuser; Findelhäuser; Waisenhäuser; Arbeitshäuser; Erziehungsanstalten aller Arten; Gesellschaften zur Ermunterung der Künste und des Gewerbes; alle solche Anstalten haben tausendfache Unterstützung und Fortgang bey Hohen und Niedrigen gefunden; Jeder hat willig sein Schärfelein dazu beigetragen. Wenn Hungersnoth eintritt; als in den J. 1771 und 1772, wenn Feuerschaden eine Stad wie Gera einäschert; so hilft was helfen kann, und man merkt es der Welt nicht an, ob das Christenthum mehr oder weniger Anhänger gewonnen hat. Und was  
noch

noch mehr ist: da wo der Almosengeist eingeschränkt worden ist; da wo man nicht das Verdienst darauf setzt, als man den Worten des H. L. nach, darauf setzen müßte; wo man nicht so bereit ist; Nackte zu kleiden, Hungrige zu speisen; Durstige zu tränken; wo man mehr denkt eine Hand wäscht die andre; und warum sollte ich dir geben, wenn du mir nichts helfen kannst? In allen diesen Gegenden giebt es, weit weniger Arme und Durstige; weit weniger Unglückliche; doppelt unglücklich, weil sie nichts verdienen, und zumal weil sie nicht arbeiten; als in denen, wo auf diesem Punkt, die christliche Denkungsart herrscht. Und wenn kein Gildenzwang, keine Religions-Einschränkungen, keine Industrie und Handlungsverbote vorhanden wären; wenn jeder frey, wie und wo er wollte und könnte, arbeiten möchte, so würde es noch weit weniger Durstige geben, und die natürliche Menschenliebe, bey klugen Staatsanstalten, noch besser hinreichen, die wenigen wahren Durstigen zu versorgen. Wiewohl sie in jedem Falle dazu hinreicht, denn sie wächst so lange als möglich mit den Gegenständen derselben. Wer daran zweifelt, bedenke nur, welche unermessliche Summe das ruchlose England, das grosse Vaterland aller Freydenker und Indifferentisten, zur Beysteuer für Arme giebt. Der bedenke; daß in keinem Lande mehr freiwillige, und herrlichere Anstalten fast zu jedem menschenfreundlichen Zwecke existiren und täglich mit größter Leichtigkeit entstehen, als eben in England.

Dies künstliche Triebwerk der menschlichen Liebe, ist also zu den wahren Bedürfnissen der Gesellschaft nicht nöthig. Ist es aber hiezn nicht nöthig, dem Menschen beyzubringen; daß er durch solche milde Werke ein überschwentliches Glück nach diesem Leben erlangen wird; so ist es noch viel unnöthiger ihm einzubilden, daß das ein Mittel seyn dürfte, seine verlorrne Gesundheit, die Erhaltung seines Viehes, gute Rundschaft, Schutz gegen seine Feinde, und was dergleichen Herrlichkeiten mehr sind,

zu erlangen. Der Mensch muß wissen, daß ihm nichts seine Gesundheit wiedergeben kann, als die Beobachtung der Vorschriften eines guten Arztes; und daß Mäßigkeit und ordentliche Lebensart das einzige ist, wodurch er sie behalten kann. Er muß wissen, daß Sorge für sein Vieh, Beobachtung und Verhütung dessen, was ihm Schaden kann, das einzige ist, wodurch es erhalten werden mag. Ist er aber ein Landmann, so muß er darauf denken, so viel zu sparen, daß er einen solchen Verlust, wenn er ihn der Natur nach einmal trifft, ertragen und ersetzen kann; und er muß nicht etwa, wenn er viel hat, viel verzehren, in der Erwartung Gott werde der ausgespendeten Almosen halber, sein Vieh ganz besonders beschützen. Er muß wissen, daß gute Kundschafft davon abhängt, wenn er in seinem Gewerbe treu und geschickt ist; und sich dazu kein ander Mittel finde als Fleiß und Redlichkeit: Er muß wissen, daß eine redliche, freundschaftliche, liebevolle Gemüthsart, das einzige Mittel ist, keine Feinde zu haben; und Unsträflichkeit in seinem Wandel, der einzige und sicherste Schutz ist, den man gegen die Bosheit derjenigen Feinde, die jeder Mensch hat, anwenden kann. Das ist Weisheit, das bringt Tugend und Glückseligkeit hervor! Alles andre sind Einbildungen, und wenn sie auch ein anscheinendes Gutes, als wie hier in diesem Falle, erzeugen sollen, so ist es immer nur anscheinend, und führt solche schlimme Folgen nach sich, daß es endlich unausstehtlich wird, und die erweckte Vernunft, unter der Gestalt von Religionsveränderung oder von Staatsklugheit der Sache Einhalt thun muß.

Ich komme nun auf den letzten Vortheil, den man, meines Wissens der christlichen Religion noch zuschreiben könnte; nämlich die Einschärfung vorher entweder unbekannter, oder wenigstens nicht als so wichtig angesehenner Pflichten. Ich finde drey Artikel, die man besonders hieher rechnen kann. 1) Die Vergebung des empfangenen Unrechtes oder wie man es sonst mit einem ziemlich

selts

seltfamen Namen nennt; die Liebe gegen die Feinde. 2) Die Monogamie. 4) Die unter die menschlichen Tugenden höher angefehete Keuschheit.

## Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Untersuchung, ob das Christenthum, die Liebe gegen die Feinde zuerst gelehrt hat; und auf welche Verdienste es deshalb Anspruch machen kann.

Die Pflicht der Liebe unsrer Feinde, dererjenigen die uns theils Schaden gethan haben, theils von denen wir wissen, daß sie noch bereit sind, uns Schaden zu thun, wird von den Vertheidigern des Christenthums außerordentlich gepriesen. Man muß sich aber nicht durch Worte blenden lassen, sondern die Begriffe untersuchen, und so wird man folgendes finden.

Im Stande der Natur kömmt jedem Menschen die Rache für jede ihm erwiesene Beleidigung zu; Und wenn über die Genugthuung nicht pacifizirt wird, so ist Untergang und Tod des Beleidigers die einzige natürliche Gränze des Zorns des Beleidigten. Dies artet aber, wie die Erfahrung bald lehret, in ein endloses Morden aus. Denn wenn A den B beleidigt, und von diesen dafür getödtet wird, so beleidigt B dadurch wieder die Frau, den Sohn, den Bruder, die Freunde des A, die von der ersten Beleidigung keine Nothiz nehmen wollen; und auch der Natur nach, nicht zu nehmen brauchen. Diese rächen sich nun an B und beleidigen wieder dadurch B's Freunde; die sich dann wieder rächen und eine neue Beleidigung begehen; und so geht es ins Unendliche fort, wie man das bey allen wilden Völkern sieht; bis endlich die Unerträglichkeit des Uebels sie zwingt ihm ein Ende zu machen, und eine Pacification (zwischen Völkerschaften, Familien oder einzelnen Menschen, das gilt gleich) zu schließen.

Wenn